

Laski – Ein Kompass auf der Suche nach Orientierung in der modernen Ökonomie.¹

Josef Falkinger, Universität Zürich

Welches Licht geben wir weiter? So hat Laski einmal gefragt, als wir über die Rolle des Wissenschaftlers und Lehrers sprachen. Lieber Herr Professor Laski, Sie gaben eine ganze Menge weiter. Ich habe in den letzten 30 Jahren eine Reihe grosser Änderungen erlebt in unserer ökonomischen Disziplin und ich habe viel dazu gelernt. Man könnte daraus schliessen, damals war eben damals und heute ist es anders. Das stimmt aber nur zum Teil. Ich denke oft, wenn ich Klarheit bekommen möchte, an meine Ausbildung in Linz, in letzter Zeit, wo die Wirrnisse in der Ökonomie zunehmen, häufiger. Ich möchte Ihnen sagen warum, in dem ich einige Lichter beschreibe, die mir Linz mitgegeben hat. Es sind vor allem auch Laski Lichter.

Mit Licht meine ich nicht eine geoffenbarte Wahrheit, sondern die Leuchtmittel, die ein Licht auf die Dinge werfen, die Beleuchtungsinstrumente, die uns helfen Orientierung zu finden. Ich möchte sechs solche Lichter aufzeigen:

- Der Glaube an die Wissenschaft
- Die Gesetze des Möglichen
- Ein realer Blick auf die Welt
- Eine robuste Modellierung
- Der richtige Wohlstandsbegriff
- Humanität

Es sind Einstellungen zu unserem Beruf und Zugänge zu unserem Fach, die ich hier kennen gelernt habe. Sie sind für einen typischen heutigen Vertreter des Faches

¹ Abschrift einer Tonaufnahme des am 26.1.2012 in Linz gehaltenen Vortrags, anlässlich einer Feier zum neunzigsten Geburtstag von Professor Kazimierz Laski. Die Abschrift wurde vom Autor durchgesehen und korrigiert. Die Zitate stammen aus dem Beitrag von Laski über Michael Kalecki im New Palgrave, 1987. Mit dem Verweis auf Martin ist Martin Riese gemeint, der an der Feier vorgängig zu dieser Ansprache vorgetragen hat.

nicht so selbstverständlich wie sie scheinen, und vor allem wie sie sein sollten, wenn die Volkswirtschaftslehre im Kanon der Wissenschaften auch in Zukunft eine führende Rolle spielen möchte.

Nicht alles wurde beleuchtet in meiner Ausbildung hier in Linz. Einiges wurde auch ignoriert. Ich möchte daher zum Schluss ein paar wichtige in meiner Ausbildung unterbeleuchtete Stellen ansprechen.

1. Glaube an die Wissenschaft

Wenn ich vom Glauben an die Wissenschaft spreche, so meine ich nicht, die Wissenschaft kenne die Wahrheit und hätte immer Recht. Nein, was ich glaube ist, dass es Sinn macht sie ernsthaft zu betreiben - die Wissenschaft. Laski stellt für mich diese Ernsthaftigkeit dar und er hat sie in seiner Charakterisierung von Kalecki im New Palgrave treffend zum Ausdruck gebracht: He *“readily admitted the limits of the validity of economic analysis and conclusions. But within these limits he required precision and logic and would make no concession for whatever reason.”*

Wer heute Volkswirtschaftslehre betreibt, könnte den Eindruck gewinnen, es gehe vor allem um ein intellektuelles Spiel; oder vielleicht auch weniger intellektuell, einfach um eine Anleitung zum Reich werden. Das war und ist nicht das, was mich an der Volkswirtschaftslehre fasziniert hat und nach wie vor für sie einnimmt. Ich denke auch nicht, dass wir damit heute die besten und motiviertesten Talente für unser Fach gewinnen können. Wir können es auch nicht durch eine bloss kritische Haltung. Dass ich weiss, dass ich nichts weiss, ist zwar weise, aber für den, der wirklich wissen will, auch schnell banal und langweilig. Ebenso banal und langweilig ist die agnostische Beliebigkeit, also zu sagen, alles kann man argumentieren und für alles gibt es irgendwelche Fakten.

Was es braucht und was ich seit meinem Studium in Linz mit Volkswirtschaftslehre verbinde, ist eine wissenschaftliche Disziplin mit einem Anliegen und einer Aufgabe: die Lage der Menschen zu verbessern. Und eine wissenschaftliche Disziplin, die sich an Fakten orientiert, die nach Regelmässigkeiten sucht, nach Gesetzen. So schwierig das in einer gesellschaftswissenschaftlichen Disziplin sein mag, wir sollten diese Schwierigkeit nicht überbewerten. Gerade Krisen zeigen, dass es mehr harte Gesetze gibt - auch in der Wirtschaft - als viele von uns wahrhaben wollen.

2. Die Gesetze des Möglichen

Die Ökonomie, die ich nach Linz kennen gelernt habe, ist ohne Optimalität und Gleichgewicht kaum denkbar. Wer heute ein ökonomisches Modell aufschreibt, beginnt mit einer Nutzenfunktion. Im Lichte meiner Prägung in Linz wird damit das Pferd am falschen Ende aufgezäumt. Und ich denke, das ist einer der Gründe, wieso gerade in schwierigeren Zeiten wie jetzt die Ökonomie mitunter hilflos wirkt. Denn an erster Stelle kommen nicht unsere Wunschvorstellungen, sondern die Gesetze des Möglichen. Bevor du überlegst, was optimal ist, sollst du dir ein möglichst exaktes Bild darüber machen, was möglich ist. Das heisst, dich fragen, welche Relationen, welche Zusammenhänge, welche ökonomischen Restriktionen gelten unabhängig von individuellen Präferenzvorstellungen, unabhängig von optimalem Verhalten, und auch dann wenn Gleichgewichtsbedingungen verletzt sind. Als Lehrer ist es eines meiner grössten Anliegen geworden, diese Haltung zu transportieren. Eine Lehrveranstaltung sollte nicht mit einer Nutzenfunktion oder mit Präferenzen beginnen, sondern mit dem was man "Laski Fundamentals" nennen könnte. Das sind: die Ressourcenbeschränkung, die Technologie (oder auch Produktionsfunktion), die makroökonomischen Kreislau fzusammenhänge. Und selbstverständlich dürfen die Einsichten der Theorie der effektiven Nachfrage nicht vergessen werden.

Es gibt einen anderen Punkt, der in diesem Zusammenhang wichtig ist. Das heutige Standardmodell hat im Zentrum das Individuum, charakterisiert durch seine Präferenzen bzw. eine Nutzenfunktion und durch seine Ausstattung. In der Regel, das wurde schon angesprochen von Martin, wird die Vielfalt der Individuen auf die Figur des repräsentativen Agenten reduziert. Diese Vorstellung ignoriert eine fundamentale Tatsache, nämlich, die Menschen unterscheiden sich. Sie unterscheiden sich nicht nur in den Präferenzen und sie unterscheiden sich nicht nur zufällig. Der entscheidende Unterschied liegt in den Ausstattungen und in der Tatsache, dass die Menschen unterschiedliche Rollen einnehmen im ökonomischen Prozess. Die ökonomische Rolle ist vor allem definiert durch die Stellung im Produktionsprozess: in der traditionellen Form als Grundbesitzer, Kapitalist oder Arbeiter und in moderneren Formen als Manager, als öffentlicher Bediensteter, als Vermögensverwalter, als Wissenschaftler. Es ist eine Illusion zu denken, dass wir

uns als Menschen immer frei und rollenunabhängig verhalten. Natürlich sind wir Individuen und wir sind stolz darauf. Aber wir sollen nicht unterschätzen, wie sehr eine Rolle, eine Funktion in einem System unser Verhalten bestimmen. Hinzu kommen die Unterschiede in den Ausstattungen, als privater Haushalt etwa die Ausstattung an Vermögen, die Ausstattung an Fähigkeiten, an Intelligenz, das Einkommen, das wir verdienen. Wichtig ist es in einem Modell Unterschiede zu haben: zumindest reiche und arme Haushalte oder zum Beispiel grosse und kleine Staaten.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch zwei Punkte ansprechen, die in gewisser Weise eine Paradoxie der modernen ökonomischen Theorie darstellen. Sie betreffen zum einen die Rolle der Firma, zum anderen die Rolle des Investors.

Gerade die angebotsseitige Theorie hat wenig an realistischer Modellierung des Angebots in einer Firma zu bieten. Firmen kommen kaum vor in dieser Theorie, wo das Angebot häufig ein stochastischer Prozess von Output ist, ohne Modell dessen was dahinter steht, ohne Modellierung wesentlicher Unterschiede. Handelt es sich zum Beispiel um eine Produktionsfirma oder um eine Bank? Ich kenne kein Beispiel einer Arbeit, in der etwa eine Produktionsfunktion des Finanzsektors in einem makroökonomischen Modellrahmen systematisch thematisiert wird.

Die andere Vermischung, die ich hervorstreichen möchte, betrifft den Begriff des Investors. Als wir studierten, war der Investor selbstverständlich derjenige, der in einer Firma eine Maschine, ein Gebäude baut, oder in Auftrag gibt und sich um eine Finanzierung kümmert. Wenn wir heute von Investor sprechen, dann meinen viele den Sparer oder den Agenten des Sparers, also jene Person oder jene Institution, an die der Sparer die Entscheidung über die Veranlagung seiner Ersparnisse delegiert. Hier ist eine grosse Konfusion eingetreten. Die sorgfältige Differenzierung der Rollen, die in einer arbeitsteiligen Ökonomie gespielt werden, würde viel Klarheit bringen.

3. Realer Blick

Viele von Ihnen, die in Linz studiert haben - auf die Rigorosität in der Ausbildung, auf die hier durch Rothschild und vor allem auch durch Laski Wert gelegt worden ist, wurde bereits mehrmals hingewiesen - viele die hier studiert haben, werden Laski als Theoretiker in Erinnerung haben, weniger als Empirielehrer. Aber so einfach sind die

Dinge nicht. Darauf möchte ich beim dritten Licht oder Leuchtmittel - dem realen Blick - eingehen.

Ob Theorie oder Empirie, für jeden guten Ökonomen und sicher auch für Laski gilt, was er über Kalecki geschrieben hat: *"Observation of economic life itself, facts and not theories were his main intellectual diet."* Klar braucht eine rigorose wissenschaftliche Analyse theoretische Modelle und ökonometrische Methoden, aber sie sind kein Selbstzweck, sondern es geht um einen realistischen Blick auf die Welt und um reale Probleme: Arbeitslosigkeit, Vollbeschäftigung, Wachstum, Verteilung, Ungleichgewichte, Krisen, unvollkommene Wettbewerbsmärkte, Macht. Wer in Linz studiert hat kennt diese Liste. Dennoch ist sie nicht selbstverständlich im Lichte vieler modernen Theorien.

Wer in Linz studiert hat kennt auch die nachfolgenden Unterscheidungen: geplante versus realisierte Grössen. Auch das ist ein wichtiger Zug der Realität. Nicht alles was man sich vornimmt, kommt auch heraus; nicht alles was angeboten wird, wird automatisch nachgefragt. Es gibt eben auch Ungleichgewichte, und individuelle Rationalität führt nicht unbedingt zu kollektiver Rationalität. Es ist eine gewisse Ironie der Geschichte, dass gerade die marktwirtschaftlich ausgerichtete Makroökonomie zu einem planwirtschaftlichen Modell zu degenerieren droht. Die Mises-Lange-Kontroverse wird quasi als Karikatur reale wissenschaftliche Praxis: Man weiss, wenn alles perfekt ist, ist alles dasselbe. Dann ist es egal, ob der Markt oder der Plan koordiniert. Und weil man annimmt, dass der Markt sowieso perfekt ist, kann man gleich die Planlösung ausrechnen. Wird dann noch die Heterogenität der Agenten ignoriert, hat man im Wesentlichen ein einziges ökonomisches Problem, nämlich ein dynamisches Optimierungsproblem des repräsentativen Konsumenten.

Ich denke, eines der wichtigsten Lichter oder Beleuchtungsmittel, die wir in Erinnerung behalten sollen, ist der realistische Blick auf die Welt, insbesondere auch ein realistischer Blick auf die Marktwirtschaft. Gerade dann wenn wir die Marktwirtschaft für gut halten und weiterentwickeln wollen, müssen wir ihre wesentlichen Merkmale realistisch abbilden. Es gibt Unterschiede in der Ausstattung und in den Entscheidungsspielräumen, es gibt Arbeitsteilung mit verschiedenen Rollen, es gibt Pläne und es gibt Realitäten, die davon abweichen.

4. Robuste Modellierung

Eine rigorose Analyse der Realität braucht gute Theorie. Viele scheinen zu glauben, eine Ansammlung von Symbolen und Formeln sei schon ein ökonomisches Modell. Das ist ein Irrtum. In meinem Mathematikstudium habe ich gelernt, eine Theorie ist kein Haufen von Formeln, sondern eine Menge von korrekt aus Axiomen abgeleiteten Sätzen, aber auch das ist noch bei weitem nicht alles. Sondern ein Modell haben wir erst dann, wenn die Symbole, die Axiome und die Sätze eine Interpretation in der Welt haben, die wir modellieren wollen. Ein Modell ist nur dann ein ökonomisches Modell, wenn es wesentliche Aspekte der ökonomischen Realität abbildet. Das ist eine *Conditio*. Daher ist ein zentraler Test für jeden der glaubt ein Modell zu haben, dass er ein prototypisches Beispiel angeben kann. Wenn einer kein prototypisches ökonomisches Beispiel hat, dann hat er keine ökonomische Theorie. Für mich sind das Korn-Korn-Modell und das Korn-Stahl-Gold-Modell, die (wenn auch nicht in diesen Worten) bereits von Martin angesprochen worden sind, Beispiele, die für ein ganzes Ökonomenleben tragfähig sind. Ich habe sie hier auf der Folie L-Beispiel genannt, weil ich sie durch Sie Herr Laski kennen gelernt habe.

Wer eine klare Vorstellung hat über das Getreidekorn, das gegessen oder auf den Speicher gelegt werden kann, dort verdirbt, wenn es nicht genutzt wird, oder eben dann im Frühling ausgesät werden kann um neues Korn zu produzieren, wer das klar durchdacht hat, der hat schon den Grossteil von dem verstanden, was Konsum, Sparen, Investieren, Kapital ausmacht. Wer ein realistischeres Bild haben möchte, weil er sieht, wir haben ja auch das Gebäude hier und wir haben Autos, die auf der Strasse fahren, der sollte noch den Stahl hinzu nehmen - als Investitionsgut, das zu Blech gewalzt als Auto herumfährt oder als Stahlkonstruktion ein Gebäude trägt. Wer schliesslich für die Welt, die wohlhabend ist, neben dem notwendigen Konsumgut Getreide auch "Gold" als Luxuskonsumgut einbezieht (bzw. in der kaleckianischen Sprache neben dem Arbeiter-Konsumgut noch das Kapitalistenkonsumgut dazu denkt), der hat 90 % der realen Welt erfasst. Ich habe viele Gebiete der Volkswirtschaftslehre unterrichtet und bin mit diesem Korn-Korn, Korn-Stahl-Gold Modell sehr weit gekommen. Kollege Zweimüller und ich haben dieses Modell auch nach Zürich exportiert und mit Erfolg verwendet. Die Studierenden sind froh, wenn sie in dem grossen Wust von Jargon, der speziell

durch die mehr finanzorientierte Ökonomie entstanden ist, Klarheit bekommen durch diese prototypischen Beispiele.

Ich sagte 90 % sind durch diese Beispiele prototypisch abgedeckt. Wenn man alles abgedeckt haben will - und ich denke das muss man, insbesondere wenn man Studierende unterrichtet, die Finance als Fach haben, dann braucht man noch ein weiteres Gut: Papier. Papier, auf dem steht, wie die Maschine finanziert worden ist und wem sie gehört. Dann hat man auch eine klare Vorstellung darüber, was der Unterschied ist zwischen Realkapital und Finanzkapital oder wieso es sich um zwei verschiedene Seiten einer Sache handelt. Dann kann man nicht mehr an Aktienkurse und Zinssätze als Zahlen denken, die mit einem Zufallsgenerator oder einem effizienten Informationsmechanismus irgendwo in der Welt produziert werden, sondern man weiss, dass am Ende das, was der Zettel Papier bringt, mit dem in Einklang stehen muss, was aus der Maschine heraus kommt. Ich denke, das ist eine gesunde Übung. Wenn alle sie gemacht hätten, dann hätten wir viele Probleme nicht.

Neben dem prototypischen Beispiel ist ein wichtiges weiteres Element einer robusten Modellierung die Hierarchie der Gewissheit. Heute hat man den Anspruch, möglichst alles in einem System zu erklären. Dieser Anspruch hat sein Gutes, damit wir nicht zu partiell denken. Aber die Vorstellung, wir könnten in einem allgemeinen Gleichgewichtsmodell die Ökonomie und die Politik erklären, in dem wir alles auf das individuelle Verhalten des Einzelnen zurückführen, führt in die Irre. Das Ergebnis ist eine grosse Sauce von Dingen, wo manches mit grösserer Gewissheit bekannt ist, anders aber auf relativ wackeligen Beinen steht. Die Zuverlässigkeit der Erkenntnis, die dabei herauskommt, ist natürlich nur so gut wie die schwächste Komponente. Daher ist es essentiell, eine Hierarchie der Zuverlässigkeit zu reflektieren in unserem Denken, in unserer Modellierung. Das hängt zusammen mit den Laski-Fundamentals, die ich vorhin aufgelistet habe. Wir müssen uns fragen: Was wissen wir besser, wo haben wir zuverlässigeres Wissen, wo haben wir weniger Ahnung? Was können wir besser beobachten, was ist eher ein Hirngespinnst oder eine Spekulation? Was sind zentrale Trade-offs und was ist mehr oder weniger beliebig substituierbar?

Solche Fragen sind ein weiteres Element einer robusten Modellierung, das ich aus meiner Ausbildung hier in Linz mitgenommen habe. Es wäre für die moderne

ökonomische Theorie von grossem Vorteil, wenn die Hierarchie der Gewissheiten expliziter reflektiert würde.

5. Der richtige Wohlstandsbegriff

Wir haben gelernt, die moderne Ökonomie beginnt mit den Merkantilisten als Vorläufer der Physiokraten, die dann von den Klassikern abgelöst wurden, deren Denken den ökonomischen Wohlstandsbegriff prägte bis herauf in unsere Zeit. Merkantilistischer Reichtum, das waren Gold bzw. Edelmetalle und allgemeine Devisenbestände um Söldnerheere zu finanzieren. Im Wesentlichen ging es um ein Appropriationsspiel. Die grosse Erkenntnis der Physiokraten war hingegen, dass Wohlstand durch Produktion zustande kommt. Die Physiokraten waren zum Teil Lobbyisten der Landwirte und hatten vor allem die Nahrungsmittelproduktion vor Augen. Adam Smith und die anderen Klassiker haben das Konzept ausgeweitet auf die ganze Wirtschaft - die Arbeiter und Kapitalisten, die Industrie und die Dienstleistungen. In der modernen Volkswirtschaftslehre war es dann quasi selbstverständlich, dass Wohlstand mit Produktion und Konsum verbunden ist, an denen alle beteiligt sind. Schlüsselbegriffe in so einer Perspektive sind Freizeit, Güter und Dienstleistungen, Arbeit, Produktionskapazität, Produktivität, Investitionen und Realkapital; über die Zeit verteilte flows, die verbraucht oder akkumuliert werden können; Beschäftigung und Verteilung.

So paradox es klingt, über weite Strecken hinweg scheint sich das ökonomische Denken in jüngster Zeit wieder dem Merkantilismus zuzuwenden. Makroökonomie liest sich heute zu einem grossen Teil wie eine Variante von Wealth Management. Da gibt es Apfelbäume. Die müssen nicht mehr gepflanzt werden, die stehen schon dort und es geht nur mehr darum, wer welche kauft. Und wer sie kauft, hat die Ernte; die Äpfel, die da vom Baum fallen, jedes Jahr, gehören dann ihm, er kann sie konsumieren oder er kann sie weiter verkaufen. In so einer Welt ist es klar, was zu tun ist. Wir diskontieren alle diese flows von Äpfeln ab, bestimmen dann den Preis des Apfelbaums. Mit den Eigentumsrechten an den Bäumen ist alles Weitere gegeben. Wir können nach Hause gehen und warten bis die Äpfel herunter fallen. Damit reduziert sich Ökonomie auf eine merkantilistische Appropriation. Teilweise wird das Appropriationsspiel verschleiert durch die Illusion, es gäbe keine aggregierten constraints. In der International Finance zum Beispiel begegnet man

Gleichgewichts- und Wohlfahrtsanalysen, die intertemporale Ressourcen Beschränkungen ignorieren und bloss Arbitrage Bedingungen anschauen. Die Rückkehr merkantilistischen Denkens wird schliesslich auch im sich wandelnden Selbstverständnis der Finanzindustrie sichtbar: Weg von einem Dienstleistungssektor, der reale Haushalte, reale Firmen unterstützt und ihnen Services bietet, um den Ausgabenstrom über das Leben hinweg glätten und Investitionsprojekte finanzieren zu können; hin zu einer Vermögensverwaltungsindustrie für wohlhabende Haushalte.

6. Humanität

Die Frage, was den Menschen ausmacht, hat seit jeher die Wissenschaft bewegt. Lange vor der Figur des Homo oeconomicus hat es den Homo sapiens gegeben, und viele andere Homines, Hominiden. Mir gefällt am besten die Figur des Animal rationale, das mit Empathie ausgestattet ist. Das sind nicht bloss alte Konzepte. Als Dekan einer Fakultät, die Informatik und Wirtschaftswissenschaften von der Robotik bis zur Neuroökonomie abdeckt, weiss ich: Die embodied intelligence ist zu einem Leitbegriff der künstlichen Intelligenz geworden, und das Spannungsfeld von Vernunft und Empathie ist ins Zentrum verhaltensökonomischer Forschung gerückt. Doch es geht mir nicht darum. Wenn ich am heutigen Anlass von Humanität spreche, meine ich, dass diese spürbar und erlebbar wird, und zwar nicht allein privat, sondern im beruflichen Alltag, und als professionelle Einstellung. Lieber Herr Laski, ich habe Sie kennen gelernt als einen, mit dem man über viele Bereiche des Lebens reden kann, als jemand, der wissen will was der Fall ist, und als Mensch, der sich für die Menschen interessiert.

Erinnerung ist nur wertvoll, wenn sie wahrhaftig ist. Orientierung hat nur, wer auch seine blinden Flecken kennt. Laski ist nicht in allem ein Kompass, manches wichtige wurde ausgeblendet. Ich sehe es für mich persönlich so: Ein Kompass kann Orientierung geben, aber die Welt muss man sich schon selber aneignen. Stärker und bedeutender als es in meiner Ausbildung in Linz gesehen wurde, ist aus meiner Sicht und bei realistischem Blick auf die Welt die Rolle von Anreizen und strategischem Verhalten; aber auch die Kreativität des Wettbewerbs und die Stärke von Märkten, einschliesslich ihrer unbequemen Seiten.

Was den letzten Punkt auf der Folie – die Politik – betrifft, so hat Martin Riese schon darauf hingewiesen, dass die Kunst der Politik zu unserer Ausbildungszeit vielleicht zu hoch angesetzt worden ist. Ich würde nicht sagen, sie wurde überschätzt. Ich halte Politik nach wie vor für ausserordentlich wichtig und bin überzeugt: Politik kann gestalten, auch heute. Eher gilt, es wurde unterschätzt, wie schwierig es ist, glaubwürdige Politik zu betreiben.

Daran hat vielleicht auch Laski gedacht, wenn er 1987 schrieb: *"[Kalecki] apparently never asked himself the question whether in replacing capitalism by socialism gains of one kind would not become offset by losses of a different kind without a clear trade-off ratio between them. Experience shows that this is indeed a most serious problem..."* Wie die anderen Zitate - stammt dieser Satz aus dem New Palgrave-Beitrag von Laski über Kalecki. Anlässlich meiner Vorbereitung auf die Rothschild-Konferenz vor Weihnachten in Wien habe ich diesen Beitrag in ein paar Ausschnitten wieder gelesen. Vor ein paar Wochen habe ich in Vorbereitung dieses Anlasses den Beitrag noch einmal ganz und mit der dafür nötigen Konzentration gelesen. Ich kann Ihnen nur allen empfehlen, das gleiche zu tun. Ich erinnere mich an keinen Text, der auf so wenigen Seiten so viel Ökonomie enthält, dabei auch den Lauf der Welt spüren lässt und menschliche Schicksale. Lieber Herr Laski, ich bin mir oft und über vieles im Unklaren. Aber als Ökonom hatte ich immer das Gefühl, auf einem sicheren Grund aufbauen zu können. Dafür möchte ich mich heute bei Ihnen ganz herzlich bedanken.